

## VERENAS ERDBEERLITURGIE

Journalistin und Spitzenköchin Verena Lugert erinnert sich an vergnügliche Kindermythen und Familienrituale rund um ihre Lieblingsfrucht.

**E**rdbeere, saftige Frühsommer-Sehnsuchtsfrucht. Ein tiefrotes Glücksversprechen, hellgrün getüpfelt. Dingsymbol für die Süße des Lebens, für die Fülle, die Freude, die Daseinslust.

Vor allem für die Menschen aus dem kargen Egerland war das so. Auf den mageren Böden und in den tiefen, schattigen Wäldern der ehemaligen Heimat wuchsen die Erdbeeren nicht. Da blühte der Riesenschierling, da sprossen Pilze, da gedieh das Zwielichtige – in den Mooren spukte es, wie man sagte, Hemännchen harrten auf ihre Opfer. Schwefelquellen blubberten, zischten und hüllten die Wälder in scheel-gelbe Dämpfe. In den Gärten klaubte man winzige holzige Äpfel, in den Stuben machte man saure Johannisbeeren ein, und in den eiskalten Wintern aß man Powidl, das fast schwarze Pflaumenmus.

Ein einziges Mal, diese Geschichte hat uns unser Vater, als wir Kinder waren, erzählt, sei er ganz in die Nähe von Erdbeeren gekommen. Da habe in Sangerberg, seinem Heimatdörfchen, das jetzt Prameny heißt, ein Eiswagen gehalten. Das Läuten der Eiswagenglocke habe alle Dorfkinder zusammenlaufen lassen, auch mein Vater, damals fünf, hatte daheim ein Fünfpfennigstück bekommen. Die Kinder standen an, mein Vater war der Letzte



**VERENA LUGERT** arbeitete als Journalistin, bevor sie die Kochkunst in der Spitzengastronomie erlernte. Nach Stationen in den Sternküchen von Gordon Ramsay und Heston Blumenthal dokumentierte sie diese faszinierende Zeit in ihrem ersten Buch „Die Irren mit dem Messer“.

Illustration:  
RALF NIETMANN

in der Schlange, ungeduldig trat er von einem Bein aufs andere, seine kleine Hand schwitzig um die Münze geschlossen. Drei Sorten Eis bot der schnurrbärtige Eismann feil: Vanille, Schokolade. Und: Erdbeereis. Und das wollten alle. Die ersten Kinder zogen mit ihrer Beute von dannen, wie eine Trophäe hielten sie die Waffel, auf der die rosa Herrlichkeit thronte, zur perfekten Kugel geformt. Wie eine Monstranz trugen sie sie vor sich her, leckten am Eis, kreischten, johlten und jaulten, wenn sie nicht schnell genug waren und ihnen ein Tröpfchen vom geschmolzenen Erdbeereis auf den Boden fiel. Mein Vater beobachtete besorgt, wie der Eismann mit seinem Löffel immer tiefer in den Behälter mit dem Erdbeereis eintauchte. Noch fünf Kinder. Man hörte schon das Schaben von Metall auf Metall. Noch vier Kinder. Das Schaben dauerte länger. Die Schlange bestand jetzt noch aus drei Kindern: dem Wiewerl Toni, der ein wenig verträumt war. Dem dicken Oswald. Und meinem Vater, barfuß, in Lederhose, dem das Herz klopfte, als der Eismann sagte: „Kinder, nimmt's scheenes Schokoladeneis, hab ich nur noch Erdbeereis fier zwei Kugeln!“ Doch das Wunder geschah: der Wiewerl Toni bestellte eine Kugel Vanille, ausgerechnet Vanille! Mein Vater stöhnte auf vor Erleichterung. Dann war der dicke Oswald dran. Er bestellte.

„Erdbeer! Zwei Kugeln!“ Mein Vater erstarrte. Das konnte nicht sein! Konnte es doch: Oswald hatte zwei Fünfpfennigstücke bekommen. Helle Tränen sprangen aus dem Augen meines Vaters, als der dicke Oswald von dannen zog. Kein Restchen Erdbeereis war mehr da. Und nur das hätte mein Vater gewollt, er lief weinend heim, ohne Schokoladen-, ohne Vanilleeis. Dann kam der Krieg, dann Flucht und Vertreibung. Erdbeeren blieben ein Traumgebilde, das für Sonne, Süße und Leichtigkeit stand. Und unerreichbar war. Erdbeeren, so viel man nur essen konnte? Entgrenzte Nachmittage auf ganzen Erdbeerfeldern?

Sie wurden Realität. In den späten 70er-Jahren schossen in Westdeutschland die Erdbeerplantagen aus dem fruchtbaren Boden wie in den Egerländer Moorwäldern die Pilze und Hemännchen. Rote Wimpel flatterten in den Feldern, auf großen Plakaten waren die roten Früchte zu sehen, sie trugen Lachgesichter und ihren grünen Blattstiel wie ein keckes Barrett auf dem gepunkteten Kopf, quietschvergnügt luden sie auf die Plantage. Unsere Oma war hingerissen. Und hatte bald für die Familie einen neuen Lieblingszeitvertreib gefunden: in die Erdbeeren gehen. So hieß das, wenn sie uns alle versammelte, unseren Vater, unseren Opa. Und uns vier Kinder. Zu siebt fuhren wir in unserem elfenbeinfarbenen Opel Kadett los. An der Plantage bekam jedes von uns Kindern ein winziges Eimerchen, in dem früher ein halber Liter Devely-Senf gewesen war. Die großen Körbe waren für sie, unseren Vater und unseren Opa, der wie immer seinen Lodenhut und

seine erbsgrüne Knickerbocker trug. Streng schwor die Oma uns Kinder ein, wir wussten, was wir zu tun hatten: so viel zu essen, wie wir nur konnten. Denn bezahlen musste man nur die Ausbeute, die man mit nach Hause nahm. Und immer gleich war der Ablauf, eine Erdbeerfeldliturgie mit festen Ritualen und Texten: Unser Opa verschwand sofort, hielt sich nicht an die Zuteilung seiner Reihe, musste von den Plantagenmitarbeitern immer wieder eingefangen und zurechtgewiesen werden. Die Oma pflückte und pflückte, achtete mit Argusaugen darauf, dass wir genug aßen, das war unsere heilige Pflicht. „Isst's, Kinder, isst's, s's ois ummaseist!“ – es sei doch alles umsonst, ermahnte sie uns, wenn wir nicht mehr konnten, wenn wir uns schon kaum mehr bewegen konnten vor all der süßen Fülle in unseren Kinderbäuchen. Wir jammerten. Nur unser Vater hielt durch, stundenlang. Mit heiligem Ernst schob er sich stoisch eine Erdbeere nach der anderen in den Mund. Es mussten Kilos sein, die er vertilgte.

Zu Hause wurden die Erdbeeren auf Bleche verteilt, damit sie keine Druckstellen bekamen. Unsere Mutter machte im Mixer rosarote Erdbeermilch, die Oma schlug Sahne auf. Belegte einen vorgebackenen Biskuit mit Erdbeeren, überzog ihn mit Tortenguss, der rasch gelierte. Dann saßen wir zu acht auf der Terrasse, tranken Kakao mit Sahnegebirgen, tranken Erdbeermilch, aßen Erdbeerkuchen mit Sahne.

Wir aßen und aßen, nahmen sie in uns auf, die tiefroten Beeren. Die Süße, die Sahne, die Sonne. Die endlose Erdbeerlust, die schiere Sommerglückseligkeit. ♦